

Käse, Freiheit und Angst: Wir sind keine Bewohner des Elfenbeinturms

Dreischritt: „Ein orientalischer Weiser pflegte um die Gnade zu beten, die Gottheit möge ihm ersparen, in einer interessanten Zeit zu leben. Da wir keine Weisen sind, hat die Gottheit uns dies nicht erspart, und wir leben in einer interessanten Zeit. Jedenfalls erlaubt sie nicht, daß wir ihr unser Interesse versagen. Die Schriftsteller von heute wissen ein Lied davon zu singen. Wenn sie sprechen, werden sie kritisiert und angegriffen. Wenn sie bescheiden werden und schweigen, wird man nur noch von ihrem Schweigen sprechen und es ihnen geräuschvoll zum Vorwurf machen.“

Mit diesen Sätzen eröffnete Albert Camus 1957 seine Nobelpreisvorlesung an der Universität zu Uppsala, in Erfüllung eines Tributs, den bis heute jeder Schriftsteller leistet, der in die Verlegenheit gerät, eine Rede zu halten. Da der Nobelpreis für Literatur auf unbestimmte Zeit ausgesetzt ist, kommen uns solche Reden womöglich gestrig vor; nicht etwa, weil wir nicht einverstanden wären, sondern weil wir uns, ganz im Gegenteil, plötzlich dabei ertappen, dass wir immer noch einverstanden sind.

Das hat viel mit unserem Wunsch nach Trost durch Wiederholung zu tun, mit der Wiedererkennung von alten Formen, die die Zeit längst überholt hat. Und mit der Gebetsmühle eines Betriebs, dessen Betreiber nicht selten damit beschäftigt sind, sich gegenseitig Ratschläge zu erteilen, die ihnen hinlänglich bekannt sind. Von Fest- und Preisrednern lernen, heißt nicht nur Formen, sondern auch Formeln lernen, denn wer, wenn nicht sie, beherrscht den klassischen Dreischritt: Dankbarkeit für den Gastgeber erstens, Lob den Mitstreitern zweitens und schließlich, drittens, das Bekenntnis zu einer Verantwortung für die windige Jetztzeit, die auch die oben erwähnte Gottheit längst nicht mehr übernehmen möchte.

Denn in allem, was wir sprechen und tun, sind wir auf so kühne wie emsige Weise von gestern: Wir sind von gestern, weil wir immer noch Bücher schreiben, wir sind von gestern, wenn wir sie lesen, und wir sind noch mehr von gestern, wenn wir darüber schreiben und reden, wie verzweifelt wir versuchen, nicht von gestern zu sein. Unser Reden bringt die eigene Angst auf den Punkt, womöglich nicht mehr dazu zu gehören, wenn wir, ausgestattet mit einem Köcher voller poetischer Pfeile, aus einer gut gefütterten Blase auf eine Welt schießen, die sich schreibend nicht dingfest machen lässt.

Das allerdings ist, so Camus weiter an anderer Stelle, „keine Freizeitbeschäftigung. Und so läuft der Künstler in unserem Jahrhundert Gefahr, wirklichkeitsfremd zu sein, wenn er in seinem Elfenbeinturm verharrt, und unfruchtbar, wenn er unaufhörlich in der politischen Arena herumgaloppiert. (...) Mir scheint, der Schriftsteller müsse mit den Tragödien seiner Zeit vertraut sein und jedesmal Partei ergreifen, wenn er es kann und versteht. Er muß aber auch von Zeit zu Zeit einen gewissen Abstand zu unserer Geschichte bewahren oder schaffen. Jedes Werk setzt einen Inhalt an Wirklichkeit voraus und einen Schöpfer, der die Form gestaltet. (...) Diese Spannung (auszuhalten) - darin besteht die Aufgabe des Künstlers von heute. Vielleicht bedeutet es, daß es in absehbarer Zeit keine Künstler mehr gibt. Aber vielleicht auch nicht. Das ist eine Frage der Zeit, der Kraft, der Meisterschaft und auch des Glücks.“

Elfenbeintürme: Ob wir Meister des Glücks sind, sei dahingestellt. Dass wir hingegen verlässliche Dienstleister sind, in der alten Tradition höfischer Auftragskünstler, ist eine Tatsache, die uns von manchem entlasten könnte, auch von dem hehren Auftrag, mit Georg Büchner wenigstens einmal pro Jahr die ganze Menschheit retten zu sollen oder permanent jenen eine Stimme zu geben, von denen wir glauben, sie hätten sie nicht. Unser Kunstverständnis ist nach wie vor hegemonial, gerade dann, wenn wir uns nicht im Elfenbeinturm wännen und glauben, im Kontakt mit der so genannten wirklichen Welt zu sein, die es genauso wenig gibt wie den viel beschworenen Elfenbeinturm.

Aber wo genau steht eigentlich dieser Elfenbeinturm? Darüber gibt uns, wie so oft, die Bibel Auskunft, genauer, im Hohen Lied, wo es, im poetischen Lobpreis der Schönheit einer uns unbekanntem Geliebten heißt: „Dein Hals ist ein Turm aus Elfenbein.“ Elfenbein ist ein Symbol edler Reinheit und verheißt den jungfräulichen Ort einer Abgeschlossenheit und Unberührtheit, mit dem heute nur noch die Tourismusbranche wirbt. Was Wunder, dass der Verband deutscher Studentenschaften bereits 1960 den 6ten Deutschen Studententag unter das Motto „Abschied vom Elfenbeinturm“ stellte.

Ein Abschied, der sich in der Literatur selbst, Gottseidank, nie vollzogen hat. Schließlich wissen wir alle, dass es keine Elfenbeintürme gibt, genauso wenig wie die zweifelhafte Gnade, endlich des-interessiert zu sein. Doch der Mythos trägt immer noch seltsame

Früchte, die ein uraltes dualistisches Feindbild nähren: den alten und unproduktiven Gegensatz zwischen Drinnen und Draußen, zwischen Kunst und Politik, zwischen einer nicht zu vermittelnden, vermeintlich privaten Innenwelt und einer angeblich korrupten Außenwelt, die sich, mit etwas gutem Willen, verbessern ließe. Folglich sitzt der Künstler wie die Maus in der Falle, weil er nach wie vor beides will: Käse und Freiheit, Nahrung und Frischluft.

Denn die Hoffnung auf Erlösung durch Rückzug in eine vermeintlich produktive Isolation, an einen subversiv ironischen Sehnsuchtsort, ist bis heute wirksam geblieben. In Michael Endes unendlicher Geschichte wird er von der Kaiserin Phantasiens bewohnt. Eine Kaiserin, mit der ich persönlich bestens vertraut bin, wenn ich bei Wikipedia lese, Felicitas Hoppe sei „Deutschlands phantastischste Fabuliererin.“ Ein Etikett, das allzu deutlich zwischen Kompliment und Ohrfeige schwankt, um wirklich eine Auszeichnung zu sein; womit wir wieder bei jenem Dualismus wären, der bis heute den Kuchen zwischen der wirklichen und der phantastischen Welt aufteilt: als gehörte nicht, auf so bedrohliche wie beglückende Weise, alles unwiderruflich zusammen.

Divide et impera: ‚Teile und herrsche‘ ist eine alt bekannte Redewendung, die, dem lateinischen Imperativ folgend, laut Wikipedia empfiehlt, „eine zu besiegende oder zu beherrschende Gruppe in Untergruppen mit einander widerstrebenden Interessen aufzuteilen. Dadurch soll erreicht werden, dass die Teilgruppen sich gegeneinander wenden, statt sich als Gruppe vereint gegen den gemeinsamen Feind zu stellen. (...) In der Informatik bezeichnet das ‚Teile-und-herrsche-Verfahren‘ ein Paradigma für den Entwurf von effizienten Algorithmen. Als zu schwierig erscheinende Probleme werden solange rekursiv in kleinere und einfachere Teilprobleme zerlegt, bis diese gelöst und mithin beherrschbar sind. Anschließend wird aus diesen Teillösungen eine Lösung für das Gesamtproblem (re)konstruiert.“

An dieser Stelle sei es erlaubt, einen weiteren Nobelpreisträger ins Spiel zu bringen, Heinrich Böll, der 1977, zum nämlichen Anlass in Uppsala, das Folgende zu Gehör brachte: „Ich weiß, das klingt utopisch, und doch erscheint es mir (...) beinahe selbstmörderisch, wenn wir immer noch und immer wieder die Teilung in engagierte

Literatur und die andere überhaupt diskutieren. Nicht nur, daß man, gerade, wenn man das eine zu sein glaubt, für das andere eintreten muß bis zum äußersten, nein, wir übernehmen gerade mit dieser gefälschten Alternative ein bürgerliches Teilungsprinzip, das uns entfremdet. Es ist nicht nur die Teilung unserer möglichen Stärke, auch die unserer (...) verkörperten Schönheit, denn sie kann ebenso befreien wie der mitgeteilte Gedanke, sie kann als sie selbst befreien oder als Provokation, die sie darstellen mag. (...) Kein Fluch, keine Bitterkeit, nicht einmal die Information über den verzweifeltsten Zustand einer Klasse ist ohne Poesie möglich, und selbst um sie zu verdammen, muß man sie erst zur Erkenntnis bringen.“

Das klingt schön, gut und deutsch. Und tatsächlich ein bisschen utopisch in einer Zeit, die uns nicht zu Träumern von Freiheit, sondern längst zu Träumern von einer Freizeit gemacht hat, die uns für unser Sklaventum kompensieren soll; zwei Wochen Ferien im Elfenbeinturm oder, noch besser, ein Stipendium in Arkadien. Denn, Hand aufs Herz, unsere Gesichter und Haare sind grauer und unsere Stimmen sind müder geworden im Wiederholen der immer selben Botschaft, die Welt käme ohne unsere Kunst nicht aus. Sie kommt offenbar ziemlich gut ohne sie aus, denn sie beherrscht längst den digitalen Imperativ: Teile und herrsche!

Blinde Hühner: Doch gibt es, jenseits des uns vertrauten Sprachraums noch jede Menge anderer Dichter, die nicht auf Verpflichtung, sondern nach wie vor auf Befreiung aus sind und die uns, jenseits von Routine, Ritualen und Rollenspiel, dazu einladen, in einen fröhlichen Verkehr mit uns selbst zu treten, auch dann, wenn das Leben nicht lustig ist, denn schon „vor Jahren“, schreibt der estnische Schriftsteller Peeter Sauter, „sagte meine Mutter zu mir: ‚Peeter, aus dir wird nie ein Schriftsteller. Du siehst nicht, was um dich herum passiert, du nimmst das Leben gar nicht wahr.‘ (...) Aber meine Mutter wusste nicht, was Schriftsteller für Menschen sind. Der Schriftsteller nämlich ist ein blindes Huhn, das in seinen Vorstellungen gefangen ist, die Umgebung nicht wahrnimmt und alle wichtigen Unterfangen gern auf der Hälfte abbricht, um einfach ganz egoistisch seinen Träumereien und Phantasien nachzuhängen. (...) Wozu für den Schriftsteller die große Lebensschau. Er

sieht nur einen schmalen Dämmerstreif, hört einen halben Satz, und das Übrige reimt er sich selbst zusammen.“

Im Gegensatz zur Schweiz wimmelt es in Estland vermutlich nicht gerade von Elfenbeintürmen; künstlerische Selbstbehauptung erweist sich weltweit als hartes Geschäft, vor allem dann, wenn es um die Zuteilung komfortabler Plätze geht, auf denen wir einfach ungestört weitermachen. Doch weiter mit was? Die Literatur, das ist nun mal ihr Schicksal, pendelt seit jeher zwischen einem Überschuss an poetischer Selbstreferenz und dem Versuch, an etwas Anschluss zu finden, von dem sie selbst nicht genau weiß, was es wirklich ist. Sie schwankt zwischen Aufklärung und Nostalgie, zwischen Belehrung und Anbiederung, zwischen Widerstand und Parteinahme; sie will glänzend bei sich sein und dabei trotzdem ganz ihren Lesern gehören, denn sie will immer beides: Sie will in die Welt und ins Feuilleton, sie will provozieren und gefallen zugleich.

Im schlimmsten Fall versucht sie dabei, salomonisch zu sein. Ein Spagat, der nur in seltenen Fällen gelingt, denn - allen Freiheitsbehauptungen zum Trotz - angedient hat sie sich oft genug; das entspricht nun einmal ihrer Natur, weil es in der Natur ihrer Hersteller liegt, die, aus lauter Angst vor dem großen Vergessenwerden, immer noch von einer Nachwelt träumen, die sich eines Tages über die Schätze ihrer privaten Archive beugt.

Angst: Doch diese Angst lässt sich bannen. Um das zu beglaubigen, rufe ich meinen russischen Trost- und Schutzdichter Ossip Mandelstam auf, der dem Algorithmus der stalinistischen Herrschaft folgenden poetischen Algorithmus entgegensetzt hat: „Die Angst nimmt mich an der Hand und führt mich. Ein weißer Zwirnhandschuh. Ein Handschuh ohne Finger. Ich liebe die Angst, ich verehere sie. Fast hätte ich gesagt: ‚Wenn die Angst bei mir ist, habe ich keine Angst.‘ Die Mathematiker hätten der Angst ein Zelt bauen müssen, weil sie die Koordinate von Raum und Zeit ist. (...) Die Angst spannt die Pferde aus, wenn man abfahren muß, und schickt uns Träume mit grundlos niedrigen Stubendecken.“

Es ist vermutlich genau diese Angst, die, gepaart mit den Alpträumen der Gegenwart, die Kunst zu jener möglichen Meisterschaft führt, an die Albert Camus uns fast verlegen erinnert. Obwohl er, nicht anders als Böll, natürlich sehr genau wusste, dass er am Pult in

Uppsala nicht mit seiner eigenen Stimme sprach, sondern sich bei jenem klassischen Dreischritt ertappte, auf den die Öffentlichkeit uns bis heute festgelegt hat, sobald wir an einem Rednerpult stehen. Denn das gute alte ‚Teile und herrsche‘ überträgt sich widerstandslos auf jeden Redner, ganz egal, wie gut er es mit der wirklichen Welt meint.

Denn schon vor Jahren hat mein französischer Tischherr erkannt, daß nicht nur das Halten von Reden, sondern auch das „unablässige Unterschreiben von Manifesten und Protesten eines der zuverlässigsten Mittel darstellt, die Wirksamkeit und die Würde des Intellektuellen zu untergraben. Es handelt sich da um eine ständige Erpressung, die wir alle kennen und der nicht nachzugeben wir oft einsamen Mut aufbringen müssen.“ Aber Schriftsteller sind eben manchmal bloß Unterschriftenbesteller, sie sind keine Helden, sondern die letzten Ritter an einem runden Tisch, an dem nach wie vor viel abenteuerlicher Unsinn geredet wird. Dass dieser Tisch in einem Elfenbeinturm steht, versteht sich von selbst.

Was unsere ritterlichen Absichten keineswegs schmälert. Doch sollte in diesen betriebsamen Tagen vielleicht hier und da auch von der Erschöpfung des Künstlers die Rede sein, der, wenn er zwischen zwei Festivals plötzlich sein eigenes Gesicht im Spiegel erblickt, vor seinem Auftrag erschrickt; weil er längst begriffen hast, dass dieser Auftrag einfach zu groß für ihn ist und dass er ihn niemals erfüllen kann. Weil ihn sein Gesicht womöglich an etwas erinnert, wovon irgendwann einmal die Rede war: dass Schreiben manchmal einfach privat ist, im schönsten Fall eine Liebeserklärung an den Elfenbeinhals der Geliebten. Oder dass es auch einfach bloß Spaß machen könnte.

Denn Schreiben, für wen und mit welchen Mitteln auch immer, ist nach wie vor praktizierte Utopie, ein so heller wie dunkler Möglichkeitsraum, mit allen Risiken und Nebenwirkungen. Der Inhalt drängt sich dabei förmlich von selbst auf, denn seine Strategie (was für ein hässliches Wort!) ist die Form, die je nach Bedarf Gattung und Genre hervorbringt und damit Positionen in einer Gesellschaft bezieht, mit der der Schreibende womöglich niemals verkehrt, weshalb sie Reaktionen hervorruft, mit denen er niemals gerechnet hat. Seine Kunst produziert einen Mehrwert, den er selber nicht kennt, der ihn nur leidlich ernährt und von dessen Wirkungen er das Wenigste weiß.

Einsiedeln: Aber rettet uns der poetische Raum, der viel beschworene Elfenbeinturm? Ich wünschte, ich könnte mich dahin zurückziehen, dann wäre ich auf der sicheren Seite. Aber es gibt keine sichere Seite. Selbst in meiner Einsiedelei, die ich seit ein paar Jahren im Schweizer Wallis bewohne, gibt es keine sichere Seite, weil ich grundsätzlich bei geöffnetem Fenster schlafe. Jeden Morgen riecht es dort oben nach dem Benzin jener Laster, die unermüdlich die Waren der wirklichen Welt durch das breite Rhonetal fahren. Ein Geruch, der unwiderruflich in meinen Weinberg hinaufsteigt und mir einen Strich durch meine idyllische Rechnung macht.

Weshalb der Dichter gelegentlich einfach das Fenster zumacht, um sich wieder an andere Dichter zu wenden, denn „der Weg der Künste geht nicht treppauf. Ihre Geschichte hat mit dem Worte ‚Fortschritt‘ nichts zu schaffen“, schreibt Erich Kästner, zeitgleich mit Camus, 1957 in seiner gestrigen Büchnerpreisrede. Und er fährt fort: „Trotzdem bleiben wir, ob nun übermütig, naiv oder verzweifelt, an der Arbeit, als gelte es das Leben. Und es gilt ja auch das Leben, unser Leben, und wir haben nur das eine! Nur so ist Literatur möglich.“

Denn wir leben wirklich in einer interessanten Zeit, eingesperrt zwischen Käse und Freiheit und flankiert von der Angst, schreibend von unserem größten Wunsch zu erzählen, eines Tages womöglich tatsächlich zu handeln. Das allerdings würde bedeuten, dass es in absehbarer Zeit keine Künstler mehr gibt. Aber vielleicht auch nicht. Das ist eine Frage der Zeit, der Kraft, der Meisterschaft und, natürlich, des Glücks.